

Kleine Rundschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **4 (1936-1937)**

Heft 2

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

KLEINE RUNDSCHAU

Historische Reminiszenzen

Ein Freund unserer Zeitschrift und geistreicher Liebhaber der Geschichte übersandte uns die nachfolgenden Dokumente. Er ist mit Recht der Meinung dass deren Gegenüberstellung in hohem Masse geeignet seien zum Nachdenken anzuregen. Wir wollen es unseren Lesern überlassen, was für Reflexionen sie daran knüpfen wollen, historische, philosophische, theologische oder politische... Vielleicht ist hier auch Jacob Burckhardt noch mit Gewinn zu Rate zu ziehen. Er merkte in den „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“ zu dem deutschen Krieg von 1866 an: „Endlich machte die preussische Regierung und Armee die grosse deutsche Revolution von 1866. Dies war eine abgeschnittene Krisis ersten Ranges. Ohne dieselbe wäre in Preussen das bisherige Staatswesen mit seinen starken Wurzeln wohl noch vorhanden, aber eingeengt und beängstigt durch die konstitutionellen und negativen Kräfte des Innern; jetzt überwog die nationale Frage die konstitutionelle bei weitem ...“

I

Erlass des Königs von Preussen den Minister der geistlichen Angelegenheiten

Berlin, 18. Juni 1866.

Es hat Gott nicht gefallen, Meine Bemühungen, die Segnungen des Friedens Meinem Volke zu erhalten, mit Erfolg zu krönen. Eingedenk der schweren Verantwortung, welche die Entscheidung über Frieden und Krieg auf Mein Gewissen legt, und der schweren Opfer, mit welchen der Krieg die Wohlfahrt und das Familienglück vieler Tausende, hier und drüben, bedroht, habe Ich keinen Weg unversucht gelassen, einen ehrenvollen und für die Zukunft des gesamten deutschen Vaterlandes segensreichen Frieden zu erhalten und auf sicheren Grundlagen neu zu befestigen.

Gott hat es anders gefügt. Zu Ihm kann Ich aufblicken, wenn Ich jetzt unter Anrufung Seines Allmächtigen Beistandes das Schwert ziehe, zur Verteidigung der theuersten Güter Meines Volkes.

Mein Volk ohne Unterschied des Bekenntnisses wird auch jetzt zu Mir stehen, wie es in den Zeiten der Gefahr zu Meinem in Gott ruhenden Vater und zu Meinen Vorfahren, glorreichen Andenkens, treu gestanden hat. Aber ohne des Herrn Hülfe vermögen wir nichts. Vor Ihm und Seinen heiligen Gerichten wollen wir uns in Demuth beugen, uns der Vergebung unserer Sünden durch Christi Verdienst neu getrösten und von Ihm Sieg und Heil erfliehen. So gereinigt und gestärkt können wir getrost dem Kampfe entgegen gehen. In diesem Gefühle Mich Eins zu finden mit Meinem ganzen Volke, ist Mein festes Vertrauen.

Ich beauftrage Sie daher, das Erforderliche zu veranlassen, dass am Mittwoch, den 27. Juni d. J., ein allgemeiner Betttag gehalten und mit Gottesdienst in den Kirchen, soweit die Noth der Gegenwart es erlaubt, begangen werde. Gott aber gebe dazu Seinen Segen.

Zugleich soll während der Dauer des Krieges im öffentlichen Gottesdienste dafür gebetet werden.

Wilhelm.

II

Aus dem Aufruf des Königs von Preussen

An mein Volk

Berlin, 18. Juni 1866.

In dem Augenblicke, wo Preussens Heer zu einem entscheidenden Kampfe auszieht, drängt es Mich, zu Meinem Volk, zu den Söhnen und Enkeln der tapferen Väter zu reden, zu denen vor einem halben Jahrhundert mein in Gott ruhender Vater unvergessene Worte sprach:

„Das Vaterland ist in Gefahr!“

Oesterreich und ein grosser Teil Deutschlands steht gegen dasselbe in Waffen! Nur wenige Jahre sind es her, seit Ich aus freiem Entschlusse und ohne früherer Unbill zu gedenken, dem Kaiser von Oesterreich die Bundeshand reichte, als es galt, ein deutsches Land von fremder Herrschaft zu befreien. Aus dem gemeinschaftlich vergossenen Blute, hoffte ich, würde eine Waffenbrüderschaft erblühen, die zu fester, auf gegenseitiger Achtung und Anerkennung beruhender Bundesgenossenschaft und mit ihr zu all dem gemeinsamen Wirken führen würde, aus welchem Deutschlands innere Wohlfahrt und äussere Bedeutung als Frucht hervorgehen sollte. Aber Meine Hoffnung ist getäuscht worden. Oesterreich will nicht vergessen, dass seine Fürsten einst Deutschland beherrschten; in dem jüngeren, aber kräftig sich entwickelnden Preussen will es keinen natürlichen Bundesgenossen, sondern nur einen feindlichen Nebenbuhler erkennen. Preussen — so meint es — muss in allen seinen Bestrebungen bekämpft werden, weil, was Preussen frommt, Oesterreich schade. Die alte unselige Eifersucht ist in hellen Flammen wieder aufgelodert: Preussen soll geschwächt, vernichtet, entehrt werden. Ihm gegenüber gelten keine Verträge mehr, gegen Preussen werden deutsche Bundesfürsten nicht bloss aufgerufen, sondern zum Bundesbruch verleitet. Wohin wir in Deutschland schauen, sind wir von Feinden umgeben, deren Kampfgeschrei ist: „Erniedrigung Preussens!“ ...

Ich habe Alles getan, um Preussen die Lasten und Opfer eines Krieges zu ersparen, das weiss Mein Volk, das weiss Gott, der die Herzen prüft. Bis zum letzten Augenblicke habe Ich, in Gemeinschaft mit Frankreich, England und Russland, die Wege für eine gütliche Ausgleichung gesucht und offen gehalten. Oesterreich hat nicht gewollt, und andere deutsche Staaten haben sich offen auf seine Seite gestellt.

So sei es denn. Nicht Mein ist die Schuld, wenn Mein Volk schweren Kampf kämpfen und vielleicht harte Bedrängnis wird erdulden müssen: aber es ist uns keine Wahl mehr geblieben. Wir müssen fechten um unsere Existenz, wir müssen in einen Kampf auf Leben und Tod gehen gegen diejenigen, die das Preussen des Grossen Kurfürsten, des Grossen Friedrich, das Preussen, wie es aus den Freiheitskriegen hervorgegangen ist, von der Stufe herabstossen wollen, auf die seiner Fürsten Geist und Kraft, seines Volkes Tapferkeit, Hingebung und Gesittung es emporgehoben haben...

III

Aus: Geschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870—71 von Graf Helmuth von Moltke, General-Feldmarschall, Berlin 1891 (S. 426)

Der Krieg von 1866 ist nicht aus Nothwehr gegen die Bedrohung der eigenen Existenz entsprungen, auch nicht hervorgerufen durch die öffentliche Meinung und die Stimme des Volkes; es war ein im Kabinet als nothwendig erkannter, längst beabsichtigter und ruhig vorbereiteter Kampf nicht für Ländererwerb, Gebietserweiterung oder materiellen Gewinn, sondern für ein ideales Gut — für Machtstellung.

Sophie La Roche

Als Sophie La Roche von einer späten Sehnsucht nach Welt und Weite ergriffen wurde, spottete Herzogin Anna Amalia in Weimar: „Wie ich höre, so ist Madame La Roche nach England gereist; die Welt macht den Menschen, und es ist gut, wenn man in der Jugend sie kennen lernt, um im Alter Gebrauch davon zu machen. Aber die gute La Roche fängt nur etwas spät an“.

Die alte Dame reiste jedoch vorerst überhaupt nicht nach England, sondern nach der Schweiz. Julie Bondeli, die kluge, nie gesehene Freundin, weilte zwar nicht mehr unter den Lebenden. Ihr hätte der erste Besuch gegolten. Doch lernte sie auf der Reise eine andere Freundin Wielands kennen: Frau von Haller. „Nun begegneten sich zwei würdige Grossmütter und gestanden sich mit leisem Lächeln, dass sie über die Episode ihrer Jugendzeit längst hinausgewachsen waren“. Sie besuchte Schlosser in Emmendingen; in Zürich war sie bei dem alten Idyllendichter Salomon Gessner, und die Mädchen und Frauen bildeten nahezu Spalier, als Wielands „Doris“, die grosse Erzieherin der Frauenwelt, durch die Stadt spazierte. „So hatte Sophie in Speyer von mannigfachen Triumphen zu berichten. Auch von einer Rekordleistung, als erste Frau die Montblanctour gewagt zu haben. Der Berg war damals freilich noch nicht bezwungen, nur ein Viertel des Weges galt für gangbar“. In einem Buch von mehr als 400 Seiten beschreibt sie später diese Reise.

„In ihrer Jugend war Sophie La Roche eine gefeierte Schönheit, in mittleren Jahren eine berühmte Schriftstellerin, im Alter eine einsame

Frau. Die Zeit ging über sie hinweg, ihr Werk wurde verlacht und vergessen, aber ihr Leben erfüllte sich neu: sie war die Grossmutter der Brentanos”.

Schon ist es Werner Milch¹⁾ gelungen, uns in den Bann dieses Frauendaseins zu ziehen. Wir lernen ihren Vater kennen, den bedeutsamen Arzt Georg Friedrich Gutermann. 1731 wird Sophie als erste Tochter geboren. „Noch gab es kaum eine Norm zur ‚Aufzucht junger Mädchen‘, die sollte das Kind, um das es hier ging, später als reife Frau erst mitschaffen helfen”. Eine frühe Verlobung mit dem italienischen Arzt Bianconi zerbricht an dem Starrsinn des Vaters. Da inzwischen die Mutter, die gute und kluge Vermittlerin in allen Unstimmigkeiten gestorben war, wird der Tochter von keiner Seite Unterstützung zu teil. Sophie bewahrte der Mutter ein liebevolles Gedenken, den Vater löschte sie in jenen Tagen der seelischen Vergewaltigung aus ihrem Gedächtnis. Im Jahre 1750 finden wir das junge Mädchen im Hause ihres Onkels, des Pfarrers Mattheus Wieland in Biberach. Und da nimmt das wechselvolle Verhältnis zu dem zwei Jahre jüngern Vetter Christoph Martin Wieland seinen Anfang, das ein ganzes Leben hindurch dauern sollte. Wie anders gebärdete sich dieser junge Stürmer, als all die Menschen, die bis dahin Sophiens Leben berührt hatten. In tränenseliger Schwärmerei werden Töne angeschlagen, von denen das empfindsame Mädchen tiefst getroffen wird. Er trat nicht als Liebhaber, sondern als tugendhafter Seelenfreund auf. Die beiden jungen Leute verloben sich.

Doch dem gestrengen Vater gefällt diese Verbindung wiederum nicht und er beeilt sich, die Tochter nach Hause zu rufen. Und als Wieland nach Zürich reist und einem andern Kreis verfällt, wird der Briefwechsel zwischen den zwei Liebenden wesentlich anders. Die neuen Erlebnisse und Verhältnisse führen Wieland weit weg von den Wegen seiner Freundin; hinzu kommen Verdächtigungen aller Art. Sophiens Kräfte sind zermürbt. Sie schreibt dem Geliebten den Absagebrief. Der Werbung von Georg Michael La Roche, und wie man Grund hatte anzunehmen, dem natürlichen Sohn des Grafen Stadion, stand nunmehr nichts mehr im Wege.

Die junge Sophie La Roche kam nach Mainz, in die merkwürdige Hierarchie eines kleinen Hofstaates. Sie war klug genug, sich mit Geschick in dieses völlig andere Leben einzugewöhnen. Sie wurde die begabte Mitarbeiterin ihres Mannes, der wiederum Sekretär und unentbehrlicher Vertrauter des Grafen Stadion war. Während des achtjährigen Aufenthaltes im Mainzer Schloss schenkte sie fünf Kindern das Leben, von denen drei gross wurden. „Meine Kinder erzog ich mit Wasser, hatte sie in meinem Schlafzimmer und war den ganzen Vormittag um sie”. Doch Jahre nachher klagte sie: „Ich durfte die Kinder nicht selbst nähren, damit die Gleichheit meines Humors nie verloren gehen möge”. Später gebar sie noch zwei Söhne, aber ihre Pflichten als Mutter musste

¹⁾ Werner Milch: Sophie La Roche, (Sozietätsverlag, Frankfurt a. M.)

sie den Forderungen des Kreises opfern, in dem sie lebte. Die geistige Bereicherung durch den alten Hof- und Staatsmann musste sie mit dem Verzicht auf ihr Frauentum bezahlen. Dies wurde sie erst später inne, im Augenblick war die Genugtuung über ein Dasein inmitten hervorragender Männer gross.

Nach dem Tode des Grafen im Jahre 1768 begannen Misshelligkeiten aller Art. „Kein Wunder, dass nach dem Wegfall aller Spannungen, wie sie das Leben mit Stadion selbstverständlich mit sich gebracht hatte, auch Sophiens Nerven versagten. Plötzlich war sie allein ohne Aufgaben, ohne eine liebenswerte Arbeit; Stadion war tot, der unvergessliche Wieland fern; selbst die Kinder lebten in der Fremde und La Roche war verstimmt. Nun hatte sie grausam viel Zeit, auf ihr Leben zurückzuschauen. Ueber 15 Jahre war sie jetzt verheiratet. Aus dem schwärmerischen Mädchen, das die Blicke der Männer auf sich gelenkt hatte, war eine reife Frau geworden, die dem bedrückenden Gefühl erlag, den besten Teil ihres Lebens verwirkt zu haben“. In dieser Zeit schrieb Sophie La Roche die „Geschichte des Fräuleins von Sternheim“. Die Art und Weise, mit der uns Werner Milch die Entstehung und Auswirkung dieses Buches aufdeckt, ist ausserordentlich fesselnd. Es entstand, wie alle Bücher grosser seelischer Prägung, aus innern Schwierigkeiten heraus. „Der Roman trat im rechten Augenblick in Erscheinung: eine ganze Generation, die sich selbst und ihre seelischen Leiden sehr ernst nahm, sah sich gespiegelt in den Schicksalen ihrer Helden. Bald nach dem Erscheinen der ‚Sternheim‘ war Sophie La Roche eine berühmte Frau“. Und nun begann eine Zeit, da Sophie viele Menschen kennen lernte. 1772 besuchte sie der junge Goethe. Schon vorher schrieb sein Freund Merck von einer Begegnung in Frankfurt: ...Uebrigens ist sie ganz anders als sie in ihren Schriften erscheint und sie erzählt viel besser, als sie schreibt“. Goethe kam von Wetzlar, der Abschied von der geliebten Lotte lag hinter ihm. Er sehnte sich nach einer Aussprache und so wanderte er das Lahntal abwärts zu dem Oertchen Thal, wo er das Haus des Geheimrats von La Roche aufsuchte. Das Leben in diesem Hause gefiel ihm. Besonders zugetan war er der ältesten Tochter Maximiliane. „Wetzlar war das Werthererlebnis, Sophie wies den Weg zum Wertherstil. Und die schöne Maxe lieb Werther ihre Züge“.

Dieser Lebensabschnitt war reich an grossen Namen, massloser Bewunderung und Ueberschätzung. Misshelligkeiten und Verstimmungen jeder Art blieben nicht aus. Sophie La Roche zeigte sich von einer andern Seite: „Sie erscheint als die überlastete, vielbeschäftigte Frau Staatsrat, die keine Zeit zu geruhigem Schreiben findet und darum hastig und flüchtig, zwischen deutscher und französischer Sprache wechselnd, Aufträge erteilt, Bitten ausspricht, Pläne entwirft und ihre Freunde in steter Spannung hält. Sophie ist die Erfinderin des Telegrammstils im Briefwechsel für den täglichen Gebrauch“. Sie wurde für viele junge Bewunderer zur „Mama La Roche“, doch mit der Zeit ermüdete auch der Eifrigste. Nach und nach wurde es stiller um die un-

ruhige und anspruchsvolle Dame. Goethe hatte sich ihren Zorn zugezogen, da er „seinen Herzog nicht zu dem geplanten Besuche in Ehrenbreitstein überredet hatte“.

Sophie hatte Zeit ihres Lebens ihrer Neigung zum Ehestiften nachgegeben. Es schien, als sei die Ehe ihrer Tochter Maximiliane mit dem Frankfurter Kaufmann Peter Anton Brentano nicht sehr glücklich gewesen. Sicheres wurde darüber nie bekannt. Die Maxe starb im Alter von 37 Jahren. Sie war die Mutter von Clemens und Bettine Brentano.

Kaum ein Leben glich einem ähnlichen Auf und Ab wie das der Sophie La Roche. Mit 50 Jahren war sie klug genug um zu erkennen, dass sie keine grosse Dichterin war trotz mannigfacher Arbeiten, die ihrem ersten erfolgreichen Buche folgten. Immer mehr betonte sie den erzieherischen Wert ihrer Schriften. Sie war stolz auf den Ruf, den sie als „Erzieherin von Deutschlands Töchtern“ genoss. Durch den Sturz ihres Gatten wurde ihr stille Bescheidenheit aufgezwungen, die sich denn in allen weitem Schriften in alltäglicher Lebensphilosophie spiegelte. Sie gab ihre Zeitschrift „Pomona“ heraus und legte ihre unermüdliche Beweglichkeit in einen ausgedehnten Briefwechsel. Ihr war es ein Bedürfnis, sich in schöngeistigen Gesprächen zu ergehen und bei den vielen Besuchen aus nah und fern war sie erst recht wieder in ihrem Element.

Was noch folgt, ist das Dasein einer einsamen alten Frau. Aber diese späten Wege scheinen uns besonders liebenswert. Die La Roche hatte allen Ehrgeiz abgelegt und wollte nichts anderes mehr sein als eine gute und hingebungsvolle Grossmutter. Im Grillenhäuschen in Offenbach sah sie mit Hilfe eines „Spions“ auf die Strasse hinaus. Es geschah immer seltener, dass die alte Frau in die Rolle der Frau Staatsrätin gedrängt wurde. Eine grosse Liebe verband sie mit ihrer Enkelin Bettine. „Es gibt doch keine edlere Frau wie die Grossmutter! — Wer den wunderschönen Blitz ihres Auges verkennt, wenn sie manchmal sinnend mitten im Garten steht, und späht nach allen Seiten, und geht dann plötzlich hin, um einem Zweig mehr Freiheit zu geben, um eine Ranke zu stützen — und dann so befriedigt den Garten verlässt, als habe sie mit Ueberzeugung alles gesegnet, dass es fruchtbar werde“. Ein ander mal schreibt sie: „Ei wie fein ist doch die Grossmama, alle Menschen sehen gemein aus ihr gegenüber, die Leute werfen ihr vor sie sei empfindsam, das stört mich nicht, im Gegenteil findet es Anklang in mir und obschon ich manchmal über gar zu Seltsames hab mit den andern lachen müssen, so fühle ich doch eine Wahrheit meistens in allem“.

Ihre Antwort auf eine Bemerkung der Enkeltochter hin ist würdig eines alt und weise gewordenen Menschen: „Was soll ich anders als nur ein Kind werden, sind doch alle Lebenszerstreuungen jetzt entschwunden, die dem Kindersinn früher in den Weg traten, so beschreibt das Menschenleben einen Kreis und bezeichnet schon hier, dass es auf die Ewigkeit angewiesen ist“.

Sophie La Roche starb am 18. Februar 1807.

Es ist das grosse Verdienst von Werner Milch, dass man dieses aufschlussreiche Buch bis zur letzten Seite mit der wärmsten Anteilnahme liest. Es vermittelt uns nicht nur den Lebensweg der seltsamen Frau, hineingeboren in eine verschwenderisch reiche Zeit, es hinterlässt zudem — und das scheint mir nicht das Geringste zu sein — das Gefühl für das unverändert Menschliche, für seine Irrungen und Erhebungen und auch für seine letzte Gültigkeit.

Dorette Hanhart.

Richard Wagner in der Schweiz

Max Fehr: Richard Wagner in der Schweiz, H. R. Sauerländer & Co., Aarau und Leipzig, I. Band (1849—55), 444 S.

Mag die Modemeinung auf- und abschwanken, Wagner zum mythischen Heros des dritten Reiches erheben oder mit dem Stempel dekadenter und morbider Genialität zeichnen, — immer noch hält der grosse Magier der Musik des 19. Jahrhunderts die musikalische Welt in Atem. Vor zwei Jahren erst erschien die prachtvoll ausgewogene und fesselnde Biographie von Guy de Pourtalès; dann hat Thomas Mann seine Rede über Wagner veröffentlicht, wohl das psychologisch am tiefsten Schürfende, was über Wagner je gesagt worden ist, — nun liegt der erste Band der seit Jahren erwarteten Arbeit Max Fehrs über Wagners Schweizerzeit vor.

Mit zäher Unermüdlichkeit ist Max Fehr den letzten Spuren seines Helden nachgegangen, hat aus den verborgensten Winkeln noch unveröffentlichte Dokumente ans Tageslicht gezogen: Briefe von Wagner an seine Freunde (insbesondere an Regierungsrat Dr. J. Sulzer, der durch seine Hingabe und Treue vieles gut gemacht hat, was die Zürcher an Wagner verschuldet haben) Briefe von Zeitgenossen, Freunden und Feinden, an Wagner und über Wagner, die vollständigen Programme der von dem Komponisten ganz oder teilweise geleiteten Symphoniekonzerte, die Theaterzettel, die Presseberichte, die Zeitungshändler, die anonymen Anwürfe und Schmähsversen. Was da zum Vorschein kommt, mutet oft seltsam an, gehört aber nicht nur zu Wagners Lebensgeschichte, sondern auch zur Lokalgeschichte Zürichs: die ganze lächerliche Krähwinkelei der Theaterverhältnisse, die Primadonnenintrigen, der seldwylerische Spiesserkrieg gegen das Genie. Es war vielleicht nicht unnütz, dieses Lokale und Allzulokale in solcher Breite zu veröffentlichen, um uns wieder einmal daran zu erinnern, mit welcher Kurzsichtigkeit und verletzenden Pedanterie das geschäftige Pharisäertum dem wahrhaft Berufenen, entgegenzutreten pflegt. Wagner war ja wirklich ein schlechter Geschäftsmann und Rechner: die ihm abgerungenen Holländeraufführungen des Jahres 1852 dirigierte er — ohne ein Honorar zu beziehen! — selber, um sie nicht in Mittel-

mässigkeit versinken zu lassen, und bezahlte dazu aus eigener Tasche; weil er zu stolz war, den Direktor immer wieder zu drängen, mehrere der notwendigen Orchesterzuzüger, ersetzte ihnen für einige Tage die ausfallenden Stundengelder, ja — nach Glasenenapp — er vergütete dem Direktor den Einnahmefall eines wegen Probenansetzung gestrichenen Theaterabends — er, der Mittellose, der ja gerade in jenen Jahren meist auf Kosten anderer lebte.

Fehrs Buch trägt den Stempel unbedingter Hingabe im Dienste des Genius; er hat wohl die letzten, überhaupt noch aufzutreibenden Dokumente ausgegraben. Da Wagner sein Leben bekanntlich in einer Autobiographie dargestellt hat, war Fehr genötigt, die dort in aller Breite geschilderten Partien zusammenfassend zu charakterisieren, er verweilt dafür umso länger bei den Ereignissen, die Wagner selber nur gestreift hat. Der Gefahr, sich so zu lange bei Unwesentlichem aufzuhalten, ist Fehr wohl nicht ganz entgangen. Seine Beurteilung Wagners ist eine unbedingt positive. Wagners Gestalt ist ihm sakrosankt, — wie ganz anders schaut uns dieses Gesicht aus Thomas Manns Rede an! Auf die Behandlung der theoretischen Schriften und künstlerischen Schöpfungen, die in Wagners Schweizerzeit fallen, verzichtet Fehr, damit auch auf die Auseinandersetzung mit den weltanschaulichen, dichterischen und musikalischen Problemen. Die Aufgabe aber, die er sich gestellt hat: ein die Schweizerjahre Wagners umfassendes, dokumentarisch belegtes, dem Meister auf Schritt und Tritt folgendes, in alle Einzelheiten des Daseins hinein leuchtendes Lebensbild zu zeichnen, hat Fehr wohl endgültig gelöst.

Das Werk fesselt den Leser, vor allem den Wagnerfreund, weil aus allen diesen Dokumenten die machtvolle Persönlichkeit des Komponisten zu ihm spricht, mit der bestürzenden und faszinierenden Kühnheit eines Genies, das durch Lebenstürme und Finsternisse, an Abgründen vorbei mit nachtwandlerischer innerer Gewissheit seinen Weg geht, jede Sicherung verschmähend, allen Konventionen ins Gesicht schlagend, Kritik und Schmähung verachtend, nur von der innern Stimme geleitet, eines Genies, das ein Leben lebt, das in jeder Minute schicksalhaft bestimmt ist, unter dem Zwang einer unerhörten Schöpferkraft vorwärts treibt, den Konflikten, Kämpfen, Niederlagen und Siegen entgegen, deren es bedarf, um das Höchste zu leisten. Hier ist es nicht das Erlebnis, welches das Werk bestimmt, eher sind es die Werke, welche das Leben gestalten und lenken, z. T. lange, bevor sie geschaffen sind. So entsteht eine schicksalsvolle Einheit von Leben und Werk; hier gibt es nur ein Müssen, kein So- oder auch anders Können, kein Wenden und Lavieren nach Zeitmoden; was entsteht, erweckt in seiner Unzeitgemässheit Legionen von Feinden und ist doch das eigentlich Zeitgemässe und Notwendige. Ein Schauspiel von selbster Grossartigkeit, das immer wieder überwältigt.

Hans Corrodi.

Genfer Maler

*Peintres genevois contemporains. Première série. Onze hors - texte.
Editions des „Nouveaux Cahiers“. La Chaux-de-Fonds.*

Das schmale Bändchen von Jean Hercourt stellt eine Sammlung von kurzen Aufsätzen über genferische Maler dar, die in den letzten Jahren in verschiedenen Zeitschriften der Westschweiz erschienen sind. In einem kurzen Vorwort berichtet der Verfasser, dass auf dieses erste ein zweites folgen werde, in dem von Hans Berger, Maurice Barraud Alexandre Blanchet die Rede sein soll, die zum Teil nicht Genfer sind, die aber doch zur zeitgenössischen genferischen Malerei gehören. In diesem ersten sind René Guinand, Jean Verdier, Jean Viollier, Louis Salzmann, Benjamin Vautier, François Barraud, Emile Chambon, Jean Latour, Herbert Theurillat und Emma Salzmann, die Schwester des Malers Louis Salzmann geschildert, von denen einige in der Ostschweiz noch unbekannt sind. Die Aufsätze sind ausgezeichnet geschrieben. In der Prosa der jungen Kunstkritiker der Westschweiz erkennt man hin und wieder, dass sie - absichtlich oder unbewusst - auf ein bestimmtes Vorbild zurückgeht, auf die kunstkritische Prosa von Baudelaire, die für eine Kunstkritik, die mit dem Tag und der Stunde verbunden ist (was seine grossen Vorteile und seine grossen Nachteile hat) immer beispielhaft bleiben wird. In diesem Sinne erinnert uns Jean Hercourt auch an Pierre Courthion, einen andern westschweizerischen Kunstschriftsteller, der in Paris lebt; sie beide geben neben der sachlichen

vor allem auch lyrische Kunstkritik und persönliches Bekenntnis, es drängt sie über den kritischen Essay hinaus zur rhythmischen Prosa, der sie streckenweise sogar erliegen, und es mag ihr Traum sein, mit der kritischen Darstellung zugleich ein Gedicht in Prosa gegeben zu haben, das aus seiner eigenen Substanz zu leben vermag. Im übrigen hat der Verfasser dieses Bändchens, das angenehm gedruckt und von elf Reproduktionen begleitet ist, den Mut zur offenen und intensiven Kritik, sogar den Mut zur entschiedenen Ablehnung. Er gibt mit Absicht vieles, was von der Tageskritik vernachlässigt wird; er spricht, mit einer schönen Bildhaftigkeit, von der äusseren Erscheinung und vom Charakter der Maler, von ihrer Herkunft und von ihrem Ziel, er deutet manche Einzelheit aus ihrer Biographie an, was darauf hinweist, dass er die meisten von ihnen persönlich kennt, wenn er es auch nicht immer ausdrücklich sagt. Dabei gelingt ihm manche vortreffliche Formulierung. Seine Sprache ist reich und differenziert, aus der Alltagssprache, aus der Literatur und aus dem Atelier genährt. So ist dieses Bändchen - und vor allem das scheint uns wichtig zu sein - ein neuer Beweis für eine lebendige künstlerische Bewegung in der Westschweiz, mit der wir auf diese Weise nun auch ein wenig bekannt werden.

Gotthard Jedlicka

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier
Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A. G. Zürich, Akazienstr. 8, Tel. 45.855
Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil
